

NINA GEORGE

Das Bücherschiff des Monsieur Perdu

Roman

KNAUR*

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe Droemer Knaur zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt. Weitere Informationen finden Sie unter:
www.klimaneutralerverlag.de



Originalausgabe April 2023
Knaur Hardcover
© 2023 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Catherine Beck

Herstellung und Satz: Julia Heiserholt

Korrektorat: Rita Krajicek, Ullrich Jackus

Covergestaltung: buxdesign, München, Illustration Ruth Botzenhardt

Coverabbildung: Illustration Ruth Botzenhardt

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-65407-1

2 4 5 3 1

*In Freundschaft für Claus Cornelius Fischer.
Und du hattest recht: Eines Tages kommt der Moment,
da das Schreiben zurückkehrt.*

*Für Tong.
Du warst unser Licht. Unsere Freude.
Wir sind voller Liebe und Schrecken.
Du fehlst, überall.*

Was sonst ist das Buch, als ein Labyrinth,
in dem man unverhofft auf sich selbst trifft?

* *

Und wie oft man wohl aus Liebe etwas verschweigt,
als aus Liebe etwas zu sagen?

Kapitel 1

Oft, wie eben jetzt, saß Jean Perdu in der Sommerküche des *mas*, zerpflückte Rosmarin und Lavendelblüten, roch mit geschlossenen Augen an diesen innigsten aller Provencedüfte und arbeitete an der *Großen Enzyklopädie der Kleinen Gefühle*.

Unter K trug er gerade ein: »Küchentrost. Das Gefühl, während auf dem Herd etwas Köstliches vor sich hin simmert, die Scheiben beschlagen und die Geliebte sich gleich mit dir an den Tisch setzen und dich zwischen zwei Löffeln zufrieden anschauen wird (auch bekannt als: Leben) ...«, als er in der Ferne das charakteristische Geräusch eines Scooters hörte, der tapfer und entschlossen im ersten Gang den steilen Hang in Angriff nahm. Gleichzeitig klingelte das Telefon.

Sie waren hier in den Bergen der *Drôme* so weit ab von der eilenden Welt, dass die Briefträgerin Francine Bonnet zehn Minuten zu ihnen herauf brauchte, auf ihrem gelben Roller der *La Poste*. Und sie kam nur, wenn sie Pakete brachte, die nicht in den Briefkasten unten im Tal passten.

Er hatte folglich Zeit, ans Telefon zu gehen; er kannte die Nummer aus Paris.

»Madame Gulliver«, sagte er in den Hörer.

»Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag, und Sie bekommen Post von José Saramago«, antwortete sie statt einer Begrüßung.

»Der Geburtstag ist morgen, und es würde mich wundern, wenn Monsieur Saramago mir schröbe. Er ist zurzeit leider tot.«

»Ach, schröbe, Rübe! Das konnte ihn offenbar nicht davon abhalten, Ihnen zu schreiben!«

Bitte sehr, dachte Perdu, in der Ewigkeit des Todes hat die Zeit keine Bedeutung mehr, folglich werden Tote auch nicht älter und können selbstverständlich noch Briefe schreiben.

»Und was schreibt Monsieur Saramago?«

»Sie werden zur Geheimhaltung verpflichtet. Niemand darf von Ihnen erfahren, dass es nach *Stadt der Blinden* und *Stadt der Sehenden* eine Fortsetzung gibt: *Stadt der Träumer*.«

»Aha. Das mit der Geheimhaltung hat ja offenbar ganz prima geklappt.«

»Wieso, Sie haben es mir doch gar nichts erzählt, Monsieur Perdu. Möchten Sie wissen, was noch in dem Brief steht?«

»Sie meinen, in dem Brief, der an mich persönlich adressiert ist? Ja, das wäre ganz reizend.«

Für Ironie war Claudine Gulliver mindestens genauso unempfänglich wie für Melancholie. Perdus Nachbarin in Paris liebte das Leben inniglich, sie durchklackerte es tänzelnd auf ihren bunten, hochhackigen Pantoletten, griff beherzt nach Lust und Zerstreuung, gab ungebeten Wärme und Großzügigkeit. Und liebte es, gut informiert zu sein. Vor allem, was ihre Nachbarn der Rue Montagnard N° 27, Paris, und jenen kostbaren Rest der Welt anging, der sie ebenso nichts anging.

Neben ihren Vorlieben für papageienbunte Absatzschu-

he und galante Liebhaber hatte sich Madame Gulliver in den vergangenen Jahren die Angewohnheit zugelegt, Monsieur Perdus Post anzunehmen und das, was ihrer Ansicht nach nicht allzu privat erschien, selbstverständlich zu lesen, bevor sie es in die Drôme weitersandte. Über die Feingranulation von »nicht allzu privat« sollte er sich womöglich doch noch mal mit ihr unterhalten, wenn er das nächste Mal nach Paris kam, um seine zunehmend wackeligere Eltern zu besuchen.

Auf der anderen Seite: Claudine Gulliver war die Verbündete, die er brauchte, um die Schätze vergangener Zeiten zu heben: Manuskripte. Manchmal kam es dazu, dass einst berühmte Schriftstellerinnen und Autoren an einen Punkt im Leben gelangten, wo es über sie hieß: »Sie war mal gut ... in seinen jungen Jahren war er überragend ...«, und eines Tages wurden sie nicht mehr nachgedruckt und verschwanden aus den Läden, aus dem kollektiven Lesegedächtnis, ihre Arbeit wurde unsichtbar. Aber das Leben war noch lang, und der Kontoauszug bedrückend, die Kinder oder Enkel hatten Pläne, es musste folglich Geld her.

Und da versetzten die Autoren etwas Kostbares: ihre Vorläufermanuskripte. Die ungekürzten, unlektorierten Schriften, mal handschriftlich, mal schreibmaschinenge tippt, mal ausgedruckt und mit unleserlichen Anmerkungen versehen, denen man anlas, dass sich zwischen den Sätzen und Kapiteln und halb entwickelten Figuren, den Ausschweifungen, Abdriftungen und Werkstatt-Fragmenten zum Warmwerden ein Jahrhundertwerk verbarg. Kein Buch der Welt wurde so gedruckt, wie es das erste Mal geschrieben wurde. Schriften zu stellen, bedeutete Absätze

umheben, Wörter umschieben, löschen. Und die Lektorinnen und Lektoren dieser Welt waren die Co-Bildhauer, die dabei assistierten, dass aus dem Wortgestein ein David wurde und nicht nur ein Brocken Druckerschwärze.

In Monsieur Perdu Obhut verblieben die unbekanntesten Vorwerke, Notizen, biografischen Studien, bis sich ein Verehrer fand, der bereit war, Stillschweigen zu beschwören und außerordentlich viel Geld an den Autor dafür zu zahlen, niemandem verraten zu dürfen, dass er oder sie ein einzigartiges Werk einer Literaturlegende besaß. So waren die Regeln. Es gab auch Menschen, die sich einen Gauguin ins Klo hängten, oder solche, die von ferne jemanden liebten und diese Liebe stumm mit ins Grab nahmen. Etwas Einzigartiges zu besitzen, es zu lieben, ohne sich damit wichtigzutun – das vermochten nur wenige Menschen.

Und erstaunlicherweise war es den Autorinnen und Schriftstellern lieb, wenn ein Teil ihrer Seele bei jemandem wohnte, der sie wahrhaftig liebte, mitunter verstand. Es war allerdings nicht nötig, diese Beziehung mit einem direkten Kennenlernen zu ernüchtern. Dafür gab es Jean Perdu und Madame Gulliver: Er war ein diskreter Makler geheimer Manuskripte geworden.

Begonnen hatte Perdu Handel mit einem Faksimile des handgeschriebenen Manuskripts von Sanary, das auf verschlungenen Wegen in seinen Besitz gelangt war. Bald hatte sich, mit der Hilfe der Auktionsprotokollantin Claudine Gulliver aus dem dritten Stock der Rue Montagnard N° 27, ein solventer Sammler für die Vorversion von »Südlichter« gefunden. Und als Perdu so weit gegangen war, ihm das Skript erst nach einer Herzensprüfung zu verkaufen – einem sehr langen Gespräch, wie er seine Bibliothek ordnete,

wie er mit Kindern, Katzen und Geheimnissen umzugehen pflegte –, verfestigte sich Perdus Ruf als exzentrischer Manuskripthändler. Manchmal bewarben sich Dutzende Sammler um ein Originalmanuskript, aber Perdu wählte jenen aus, der ihm als Geliebter, Gefährtin, Freund und Vertraute, als Lehrling oder Patientin des jeweiligen Werkes am geeignetsten erschien.

Madame Gulliver informierte Perdu nun, dass José Saramago, der große Utopist mit einer Abneigung gegen konventionelle Interpunktion, eine Zeitkapsel hinterlegt habe. Das war nicht unüblich. Auch das Cervantes-Institut in Madrid, untergebracht im Gebäude der ehemals größten Bank Spaniens, hatte den Tresorraum und seine Bankschließfächer in eine Manuskript-Schatzkammer verwandelt; ausgesuchte Schriftstellerinnen und Schriftsteller deponierten unveröffentlichte Texte und andere Erbstücke, die erst Jahrzehnte später das Licht der südlichen Sonne wieder erblicken durften. Auch in Norwegen übergaben Autorinnen und Autoren wie Margaret Atwood unveröffentlichte Manuskripte an die »Zukunftsbibliothek«; diese Werke sollten im Jahr 2114 das erste Mal gedruckt werden – auf Papier, dessen Bäume über hundert Jahre in einem geschützten Wäldchen heranwuchsen.

Saramagos Zeitkapsel in einem feuerfesten Safe war zu dem von ihm vorgegebenen Tag geöffnet worden und enthielt ein fest verschnürtes Packpapierpaket, in dem es nach Seiten raschelte, und die Notiz, das enthaltene Manuskript – ungeöffnet, ungelesen, unkopiert – an *Jean Perdu, Buchhändler, Paris* auszuhändigen. Die Saramago-Stiftung in Lissabon hatte Jean Perdu an seine private Adresse in der Rue Montagnard im Marais geschrieben – am Champs-

Élysées-Hafen konnte nichts mehr ankommen; die »Literarische Apotheke«, der von Perdu zur Buchhandlung umgebaute Frachtkahn Lulu, lag dort nicht mehr vor Anker. Seine Freunde Samy und Cuneo hatten das Bücherschiff vor einigen Jahren in Aigues-Mortes in der Camargue vertäut.

Jean Perdu, Buchhändler, Paris.

Genau das hatte sein Leben dreißig Jahre beschrieben. Vier Wörter, die in einer Faust Platz hatten. Und er hatte die Faust geöffnet und die Wörter verstreut, und sich hinterher.

»Sie haben eine Fotografie beigelegt, von Monsieur Saragagos handschriftlicher Verfügung. Mein Lieber, der Unterschwing seiner g und diese leuchtturmartigen l – ausnehmend vielversprechend für eine Frau, die wüsste, was sie mit einem solchen Mann anfangen könnte. Wie schade, dass dieser Monsieur José zurzeit tot ist, ich hätte ihn gern auf ein Gläschen Portwein getroffen.« Claudine Gulliver seufzte, das Seufzen eines Menschen mit spektakulären Fantasien und deutlich zu wenig Zeit, sie alle gebührend auszuleben.

»Dann hätten Sie Monsieur Heinrich Heine wohl am Tresen stehen lassen«, merkte Perdu an. »Er krakelte.«

»Ach du lieber Himmel«, rief Madame Gulliver, »krakelnde Männer! Die wissen in der Tat selten, wo bei einer Dame oben und unten ist. Habe ich Ihnen mal von dem Professor an der Sorbonne erzählt? Er wusste alles über Gravitation, aber hatte keine Ahnung, wie Anziehung zwischen zwei Körpern ... «

»Pardon? Ich glaube, da war gerade ein Funkloch.« Perdu klopfte auf den Hörer in der Hoffnung, Madame Gulli-

ver zu bremsen, bevor es einen Konversationsunfall gab. Auch nach allem, was ihm das Leben die vergangenen Jahre geschenkt hatte – Catherine, Max, Victoria, Cuneo, Samy –, lebte in ihm immer noch jener halb versteinerte Mann zur Untermiete, der es peinlich genau vermieden hatte, anderen zu nahzukommen. Und auch jener, der Lebensmittel nach Anfangsbuchstaben im Schrank geordnet hatte, und in irgendeiner halbdunklen Ecke ebenfalls jener, der fünf gleiche graue Hosen und fünf weiße Hemden und fünf gleiche schwarze Krawatten besaß. Wie gut er darin gewesen war, ein Eremit zu werden ...

Wieder das Seufzen aus Paris. »Ach, Sie. Früher wusste eine Frau sofort, mit wem sie es zu tun hatte, wenn sie eine kleine reizende Notiz überstellt bekam. Schrift! Nichts kann ein Mann in seiner Schrift verheimlichen, gar nichts, weder seine Gier noch seine grauenhafte infantile Naivität. Aber heute, mit diesen erdnussgroßen Tippdingern? Ich meine, die Wörter allein sagen doch nichts und nur die Schrift alles. Wie machen die jungen Frauen das heute, gibt es da andere Methoden, sich nicht an einen Langweiler zu verschwenden? Oder ist die Sprache der Liebe nur auf Abkürzungen und diese albernen Emotschis vermatscht? Glauben Sie mir, ich würde aufhören, nach Abenteuern zu suchen, und beginnen, an die Liebe zu glauben, wenn da noch *ein* Gentleman da draußen wäre.«

»Ich befürchte, ich bin da nicht auf dem Laufenden, was junge Frauen zu tun pflegen, um Enttäuschungen rechtzeitig auszusortieren.« Geschweige denn, dass Perdu wusste, wie jüngere Menschen überhaupt der Liebe ihren Ausdruck verliehen. Das blieb schwer, ganz gleich, ob man einen Stift oder ein Handy nahm. Wie hatte er mit sechzehn,

siebzehn, bei dem ersten großen Brennen für eine Frau, gerungen ... und hatte sich mit Pablo Neruda oder Mascha Kaléko beholfen: »Weil du nicht da bist, schreibe ich meine Einsamkeit auf Papier ...« Und es nicht abgeschickt.

Madame Gulliver lachte. »Gut für Sie, Monsieur Perdu. Ich muss jetzt auch los, grüßen Sie mir Catherine und so weiter und so fort, wir alle vermissen Sie überhaupt nicht, Sie egoistischer Schuft da unten im Süden. Und, ach ja, Ihre Frau Maman hat mal wieder angerufen, merkwürdig, als ob sie regelmäßig vergisst, dass Sie nicht mehr hier sind. Ihr Saramago kommt per Express.« Und klick.

Es ging doch nichts über eine angemessene Beschimpfung am Morgen. Jean lächelte und legte das Telefon weg. Er würde seine Mutter später anrufen.

Es war Perdu, als wären seine Eltern in den vergangenen Jahren rascher gealtert. Sie waren nach der Scheidung und dreißig Jahren, in denen sie nicht zusammenlebten, weiterhin über ihren einzigen Sohn Jean tief ineinander verstrickt gewesen, der als Nachrichtenträger immer sonntags von ihnen hin und her geschickt worden war. So hatten sie die Streitgespräche am Esstisch, mit denen er aufgewachsen war, weitergeführt, nur mit ein paar Kilometern Abstand und zeitversetzten, komprimierten Kratzbürstigkeiten – von Perdu als Bote je nach Sachlage abgemildert überbracht. Wie hatte seine Mutter Lirabelle es hervorgeknurrt? »Fürsorge und Interessen enden ja nicht durch so etwas Banales wie eine Scheidung.«

Nach Max' und Victorias Heirat waren die Linksinтеллекuelle Lirabelle mit den konservativen Prinzipien einer bürgerlichen Grammatikdozentin und dem feministischen Rebellinnengeist der Achtundsechziger und der praktisch

veranlagte Genussmensch und proletarische Eisendreher Joaquim wieder zusammengezogen. »Als Wohngemeinschaft. Getrennte Schlafzimmer, getrennte Haushaltskasse, getrennter Telefonanschluss. Kein Grund, Kerzen anzuzünden«, hatte Jeans Mutter betont. »Außerdem muss sich ja jemand um deinen Vater kümmern.« – »Für deine Mutter war Romantik immer nur eine Literatur-Epoche«, hatte sein Vater geraunt. »Aber jemand muss sich ja um sie kümmern.«

»Auf keinen Fall, mach dir keine Sorgen, du leb endlich dein Leben«, hatten sie beide unisono behauptet, als er ihnen anbot, zurück nach Paris zu ziehen.

Sie gingen beide auf ihre achtzig Lebensjahre zu. Und sie waren verblüffend diskret geworden; weder erzählte seine Mutter, wie es seinem Vater ging, noch umgekehrt. Als hätten sie einen Pakt geschlossen: keine Details, vor allem nicht die peinlichen.

Eltern machten so etwas. Sie wollen ihren Kindern nicht auf den Geist gehen. Und manchmal war es ihnen schlicht unheimlich, wirklich alt zu werden. Mit all den anderen nächtlichen Träumen, so viel von früher, von ganz früher, es häufte sich, vom Gewesenen zu träumen, so als gingen sie den ganzen, langen Weg des eigenen Dagesenseins Schritt für Schritt noch einmal ab. Und Schmerzen! Und wie rasch man atemlos wird, nur weil man vom Stuhl aufsteht.

Perdu atmete tief aus. Er hörte Francine Bonnets Roller ganz nah; sie müsste jetzt auf Höhe der Trüffeleichen sein.

Er hatte folglich nur noch kurz Zeit, in seinen Erinnerungen herumzuspazieren; rasch die Kindheit zu besuchen, als seine Mutter Lirabelle mit ihm fest an der Hand

die Frauengruppen im Buchladen Shakespeare & Company aufgesucht hatte, um über Zukunft, Protest und Hosen für Frauen zu debattieren – und sich auf die Post jenes Mannes vorzubereiten, der ihn dazu gebracht hatte, über das Einzige zu schreiben, was Jean Perdu wirklich gut konnte: Lesen. Und den Lesedurst jener stillen, die ohne Bücher nicht sein konnten.

Auf eine Art, die Magie schon recht nahkam, hatten Perdu Mutter und José Saramago, mit fünfunddreißig Jahren Abstand, sein Tun gemeinsam geprägt.

37 Rue de la Bûcherie. Shakespeare & Company, Mai 1968. Da war er sieben Jahre gewesen, gerade ins Selbstlesealter gekommen. Der Buchladen, dem zu der Zeit von der Polizeipräfektur wegen George Whitmans Antikriegshaltung verboten war, Bücher zu verkaufen, war Jean wie eine Wunderinsel vorgekommen. Draußen die Studierenden, die sich bereit machten, zu den Protestmärschen aufzubrechen, und innen der Duft nach Tee und *Pancakes*, nach Zigarettenrauch. Nach Veränderungshunger. Wie ihn die Wände voller Bücher, die knarrenden Treppen, auf denen ihre Schöpfer hockten und aus ihren unveröffentlichten Texten vortrugen, durchdrungen hatten. Dort hatte es Frauenabende gegeben, zu denen Lirabelle ihn schleppte, *black power meetings*, Lyriklesungen. Menschen sprachen von Ereignissen aus Büchern, die Jean die Welt mit einem Urknall gebaren. Genau dort wollte er leben. Dort wollte er werden. Aus Büchern wollte er alles aus der Welt trinken.

Lesedurst.

Hunger lässt sich ein paar Wochen aushalten, ungestillter Durst führt nach drei Tagen zum Tod; der Körper wird trocken, übersalzt und letztlich von seinen eigenen Giften zerstört.

So ähnlich ist es mit den Symptomen des Lesedursts: Dieser Mensch, der mit Indikatoren wie Nervosität, Erschöpfung, Fahrigkeit, Konzentrationsschwäche, Überspanntheit, immer dunkler und schwerer werdender Melancholie und vor allem nächtlichem Aufwachen gefolgt von kreiselnden Gedanken ohne Ziel, ohne Lösung, vor Ihnen steht, benötigt sofort und beherzt Hilfe. Mittels konsequenter Zufuhr von Literatur, die den oder die Verdurstende/-n von allem befreit, das sich in ihm und ihr – Seele, Gedanken, Bauchgefühl, ja, sogar in den gefühlssensiblen Regionen seines Körpers, Nacken, Bauch, Rücken, Knie – angesammelt hat und langsam, aber zielsicher vergiftet.

Das mag Ihnen wie eine übertriebene Schilderung eines üblichen Großstadtsyndroms vorkommen – aber als Buchhändler und Literarische Pharmazeutin wird Ihnen diese Seelenmaladie *Lesedurst* häufiger begegnen. Ich empfehle als Einstieg

Alberto Manguel: Eine Geschichte des Lesens

Marcel Proust: Tage des Lesens

Paul Maar: Vom Lesen und Schreiben,

und falls Sie eher eine Freundin von Biochemie, Neurologie und anderen sachdienlichen Erkenntnissen oder der Historie des Büchersammelns und Besitzens sind: *Stanislas Dehaene: Lesen – die größte Erfindung der*

Menschheit und was dabei in unseren Köpfen passiert. Unter fünf Büchern sollte der und die Verdurstende nicht aus dem Laden entlassen werden.

Aus: *Große Enzyklopädie der Kleinen Gefühle*

Kapitel 2

Francine stieg ab, bockte den gelben Roller auf, hob die Hand und machte sich an der Transportbox zu schaffen. Geschwind holte sie zwei große Umschläge und eine Postkarte hervor und tauschte die Lieferung mit einem »Uff, ich werde zu alt für so ein Wetter« gegen das Glas eiskühle Limonade ein, das Perdu ihr reichte.

»Ihre Freunde Samy und Cuneo kommen zum Geburtstag«, sagte sie und wedelte sich mit der Postkarte Luft zu. »Salvo schreibt, Sie sollen Pastis aufmachen. Spricht für eine Bouillabaisse, meinen Sie nicht? Wissen Sie schon, welchen Wein Sie dazu trinken? Mein Schwager drüben auf der anderen Seite des Ventoux hat dazu eine Empfehlung, hier.«

Sie zog zwei Weißweinflaschen aus der Box.

Doch, ja: Madame Gulliver und Francine Bonnet wären gute Freundinnen geworden; die Wörter »Brief« und »Geheimnis« erschienen beiden aus zwei vollkommen unabhängigen Universen zu stammen.

Perdu stellte sich vor, wie sie einander trafen. Madame Gulliver, sehr pariserisch, Madame Bonnet, sehr provenzalisch, und die Luft würde funkeln vor Wonne. Freundschaft war selten von Jahren abhängig, die man einander kannte. Manchmal sahen sich zwei an und nahmen ein jahrhundertealtes Gespräch auf.

Nachdem Perdu mit Francine noch Speisenfolgen von Perdus Geburtstag debattiert hatte, ein Geburtstag, zu dem nicht nur der tangotanzende Koch Salvatore Cuneo sowie Samy alias Samantha Le Trequesser, ehemalige Vorsitzende des Bücher-Ordens von Cuisery, kommen würden, sondern auch der Schriftsteller Max Jordan und seine Frau, die Winzerin Victoria, geborene Basset (oder geborene Perdu, aber das war etwas, nach dem Jean ebenso nicht fragte); außerdem die Weine ihres Schwagers auf der anderen Seite des höchsten Berges der Provence besprachen sowie das allgemeine und spezielle Wetter, das Dorf und ihre jüngste Lektüre – Francine las Irène Némirovsky, auf Perdus Anraten hin, um ihre Minderwertigkeitskomplexe gegenüber bürgerlichen Familien mit zu viel Geld und zu wenig Herz zu lindern –, ging Perdu mit den Postbündeln zurück auf die Terrasse.

Von so viel Kommunikation in außerordentlich verschlungenen Sprüngen war ihm schwindelig.

Es machte ihm bewusst, wie viel Zeit Catherine und er schon hier oben in ihrer sich selbst genügenden Zweisamkeit verbrachten. Ohne Uhr. Ohne andere. Und oft ohne viele Worte; sie verstanden einander mit Blick und Nähe.

Er überflog das Schreiben der Saramago-Stiftung. »Stadt der Träumer« sollte an den einen gehen, so hatte es Saramago gewohnt kryptisch formuliert, der »es vermag, einen Traum in Worte zu fassen, ohne ihn dabei zu zerstören«.

Saramago also.

2006 hatte der portugiesische Schriftsteller auf einmal an Bord der Literarischen Apotheke, Jean Perdus Bücher-schiff, gestanden. Ein Mann in seinen Achtzigern, der schwer an sich selbst trug, mit buschigen Augenbrauen,

Glasklötzchenbrille. Draußen ein lichter Sommertag zur Mittagszeit. Saramago hatte um Atem gerungen. »Ist das keine Apotheke?«, hatte er hilflos gekeucht. Das Wort »pharmacie littéraire« hatte ihn auf Abwege geführt.

Perdu hatte den Schriftsteller zu dem Ohrensessel im kühlen Schatten am großen Rundfenster zur Seine geführt, eine Wasserkaraffe und ein Glas gebracht und ihm Zeit gegeben, sich zu fassen, dass er in einem Bücherschiff gestrandet war. »Möchten Sie für einen Moment, dass die Welt draußen bleibt?«, hatte Perdu gefragt.

Nickende Augenlider hinter der Brille.

Und Perdu hatte das rote, dicke Seil an den Eingangschott gelegt, *fermé* – »geschlossen« –, und sich geräuschlos seiner Arbeit gewidmet. Bestellungen und Bestände waren rasch erledigt. Seine Stammkunden waren in den Ferien in der Normandie, Cassis oder in den Naturisten Camps in der Auvergne – oder hatten ein personalisiertes Bücher-Abonnement abgeschlossen, vertrauend darauf, dass der literarische Apotheker von Paris ihnen alle zwei Wochen ein speziell für ihre Gemütszustände ausgewähltes Buch in die Post steckte und ihren lesemedizinischen Bücherschrank auffüllte.

Touristen und Touristinnen hingegen waren auf Stadtführer, Postkarten oder die Fächer aus Buchseiten aus, die Jean Perdu bei einer pensionierten Buchbinderin in Auftrag gab – er konnte es nicht leiden, wenn Bücher verramscht wurden. Lieber verschaffte er Mängel Exemplaren oder Kommissionsware eine Reinkarnation als Handventilator.

Als er zu Saramago schaute, fächelte der sich gerade mit einem als Wedel wiedergeborenen »La Tragédie du Prési-

dent« Luft zu, er hatte die Augen geschlossen. Perdu schlug extra leise den Katalog auf, den ihm der Antiquar Auguste Pennet gesendet hatte; Auguste handelte mit Erotika. Und manche Kundinnen überließen es Perdu, ihnen entsprechende Literatur herauszusuchen – um genau zu sein: der Witwenklub der Rue Montagnard. Seine Nachbarin und Vorsitzerin des radikalen Buchklubs, die vierundsiebzigjährige Madame Bomme und ihre Likörfreundinnen zwischen sechzig und neunzig, studierten mit großer Aufmerksamkeit »literature pétillante«, wie sie es getauft hatten. Prickel-Lektüre. Die Perdu ihnen in andere Buchumschläge stecken musste, damit ihre Kinder nicht so pikiert guckten, wenn die sorgsam ondulierten *grandmères* mit viel Begeisterung Catherine Robbe-Grillet lasen oder fachkundig über die gelenkfordernden Positionen in Henry Millers und E.L. James' Œuvre plauderten. Die Lust an Lust hörte ja nicht einfach auf, nur weil man verrentet wurde. Also kam »Fifty Shades of Grey« in den Umschlag »Flora und Fauna der Alpen« und die englischen Nackenbeißer in Umschläge über die besten Marmeladenrezepte der Bretagne. Und von dem Geplauder über kamasutrische Verrenkungen kam der betagte Buchklub – sie nannten sich: die souveränen Leserinnen – zum regen Austausch der neuesten Adressen von Chiropraktikerinnen und Physiotherapeuten.

Saramago fächelte immer noch. Perdu seufzte: Sollte er jetzt die Horizontalgeschichten durchsehen oder doch die neuesten Kinderbücher? Er musste noch die Elternabende für den Schulbeginn im September vorplanen, an denen er Erwachsenen, die selbst kaum gelesen hatten, Kinder- und Jugendbücher empfahl. Er beschloss, es sich einfach zu ma-

chen und dem nahen Kindergarten, in den die auf Gehorsam gedrillten Sprösslinge der Beamten und Politikerinnen der Nationalversammlung geparkt wurden, einen Satz »Vom kleinen Maulwurf, der wissen wollte, wer ihm auf den Kopf gemacht hatte« zu bestellen. Als Beginn einer Gedankenrevolution.

Als er wieder aufsah, war der Lehnstuhl leer.

Saramago war aufgestanden und mit dem unsicheren Gang alter Männer durch den Schiffsbauch mit achttausend Büchern getappt, mit dem schief gelegten Kopf des Autors, der seine Werke in den Regalen sucht und dabei versucht, möglichst unauffällig zu sein.

»Wieso stehe ich hier?«, hatte er gerufen. »Wieso steht ›L'Aveuglement‹ neben László Kras... herrje ... Krasznahorkai: ›Satanstango‹? Und wie spricht man den überhaupt aus? Sie ordnen die Bücher nicht nach Nachnamen. Nicht nach Genre, Zeit oder Herkunft. Nur nach Titel, aber in jedem Regal fangen Sie wieder bei A an.«

»Die ›Stadt der Blinden‹ ist eine Arznei gegen Lebensblindheit und politische Übernächtigung«, hatte Perdu geantwortet. »Sie sind in der Abteilung für Medizin für Menschen in mittleren Jahren.«

»Ich erinnere mich dunkel«, sagte Saramago trocken. »Was hat man da doch gleich für Sorgen?«

»Man macht einen Strich unter sein Leben und sieht lauter Nullen mit dem eigenen Gesicht. Melancholia Bilanzia.«

»Ah, das. Ja. Man ist sehr streng mit sich und sehr wehleidig, ich erinnere mich. Wenn einem der Sinn des eigenen Daseins abhandengekommen ist. Weil man zu beschäftigt damit war, auf die eigenen Fußspitzen zu schauen, die man voreinander gesetzt hat, ohne zu schauen, wohin man so

fleißig und brav trabt. Und auf einmal steht man mit leeren Händen da, kein einziger Traum noch übrig, kaum einer verwirklicht.«

»Genau das. Dann eben Saramago oder in schweren Fällen Krasznahorkai. Der wirkt am besten zwischen Weihnachten und Neujahr.«

»Natürlich«, hatte Saramagos körperlose Stimme von jenseits der Regale noch mal eine Minute später gemacht. »Und ich?«

»Man sollte Sie am Küchentisch lesen, allein, nach zehn Uhr abends, und Ihnen zuhören, als sprächen Sie gerade nur zum Lesenden. So, als lehnten Sie an der Spüle, ein Glas Wein in der Hand, und dann muss man sich Ihren Gedankenströmen ohne Punkt und Komma überlassen. Wie einem Freund, der einem erzählt: ›Stell dir vor, was wäre, wenn?‹«

»Mal abgesehen davon, dass ich um einen Hocker bitten würde und nicht stehen, kann ich mir das vorstellen ... Sie meinen das also wörtlich. Nicht metaphorisch, mit Ihrer Literarischen Apotheke, ja? Diagnose, Medizin, Einnahme, Wirkung.«

»Ist es nicht das, was Bücher tun? Eine Arznei sein für die Diagnose Leben?«

»Wie alt sind Sie, sagten Sie?«

»Im Bilanzverdrussalter.«

»Ach ja. Kommen Sie erst mal in meine Liga.« Listiges Lächeln. »Dann stellen Sie sich immer öfter vor, alles wird wieder, wie es einmal war. Vor allem, während Sie morgens eine Stunde hustend auf der Bettkante sitzen. Dann wünschten Sie sich, dass das Altern abgeschafft würde, und gleichzeitig wollen Sie, dass es nie aufhört.«

Sie hatten lange beieinandergesessen, über das Werden und das Vergehen gesprochen. Und Perdu hatte versucht, dem kurzatmigen, leukämischen Nobelpreisträger zu erklären, wie er das machte: Menschen und Bücher zusammenzubringen. Auf eine Weise, die manche Kunden und Kundinnen nur schwer verkrafteten – Perdu verkaufte ihnen nicht die Bücher, die sie wollten. Sondern die, die sie brauchten.

Was bisweilen zu einigen Auseinandersetzungen führte.

»Und wer klug ist, hält sich an dieses Wunder«, sagte Saramago. »Aber wie genau funktioniert Ihre Diagnose?«

Er hatte sich aufmerksam das »Wie« angehört; Monsieur Perdu war verlegen gewesen, zutiefst verlegen, und hatte dennoch versucht, es zu erklären. »Bücher sind für mich wie Menschen. Begegnungen, die das Leben formen, manchmal nur eine kurze, heftige. Oder eine Langzeitliebe. Wie eine Schwester oder ein Vater, den man nie hatte. Und Menschen ...«

»... sind folglich wie Bücher«, hatte Saramago gemurmelt. »Natürlich. Beide aus Kohlenstoff und Wasser und Sternenstaub und unendlich vielen Träumen.«

»*Voilà*. Aber ist er oder sie die Hauptfigur ihres eigenen Lebens? Was ist ihr Motiv, an was glaubt sie, was ist ihre Wunde, und auf welches Wunder hofft sie? Oder ist sie eine Nebenfigur in ihrem eigenen Buch? Ist sie dabei, sich selbst aus der Geschichte wegzuzensieren, weil ihr der Mann, der Beruf, die Kinder, der Job, der Schmerz allen Raum nehmen und sie keinen Platz mehr für sich hat wie ein Gast bei sich selbst?«

»Sprechen Sie gerade über sich?«

»Wollten Sie noch ein Glas Wasser?«

»Verzeihung.«

Perdu hatte geschwiegen, und gegrummelt: »Schon gut. Vielleicht. Ja, vielleicht spreche ich über mich selbst.«

Nach einer Weile der Befangenheit fragte Saramago: »Aber ... wie finden Sie heraus, was jemand braucht?«

»Über die Wörter, die Menschen benutzen. Und die sie nicht benutzen. Um welche Verbotszonen sie herumsprechen und ...«

»Schweigen Sie, Monsieur. Es geht ja viel weniger um das Wie, als dass es möglich ist ... ist nicht so vieles möglich, wenn wir es erst aufschreiben? Schreiben Sie das auf, wie Sie Menschen und Bücher einander vermitteln?«

»Nein ...?«

»Warum nicht? Was fürchten Sie? Die Kritik? Vergessen Sie die Kritik. Sie arbeitet nicht für Lesende, sondern um Bedeutung zu erlangen. Was sie den Schreibenden ähnlich macht, nur eben ist die Kritik selbst nicht schöpferisch, sondern sich aus zweiter Hand bedienend. Es kommt immer nur auf den Schreibenden und den Lesenden an, die beiden treffen sich auf der Brücke der Worte und haben für einen Moment etwas gemeinsam. Jeder Lesende schafft ein für sich eigenes Buch, damit haben Sie als Autor längst nichts mehr zu tun, und das ist alles, was zählt. Sie beide werfen sich Wörter zu, Gedanken, sie spielen miteinander, und glauben Sie mir, Perdu, eines Tages werden Lesende, nicht Kritiker und Kritikerinnen, über Bücher schreiben und alles verändern, und ich vermute, ich werde es nicht mehr erleben. Was würden Sie mir also empfehlen, dem Sterbenden, der in dem Augenblick vergeht, wenn der Träumer, der mich erschuf, erwacht?«

»Daran glauben Sie? Dass wir Erfundene sind?«

»Natürlich! Und darin liegt eine Chance, nicht wahr? Dass es doch alles einen Sinn ergibt. Dass es auf den letzten Metern einen Twist gibt. Ein gutes Ende. Alles ist möglich ... Erst recht, wenn man das Jahrzehnt der wehleidigen Selbstbilanzierung überwunden hat. Sie müssen einfach nur Mitte fünfzig werden, und dann wissen Sie es: Man kann immer neu anfangen. Immer wieder. Das ganze Leben ist ständiger Wandel. Deswegen tut es vermutlich so weh. Und der Erfinder: Der ist man selbst. Das ist alles. Wann werden Sie Mitte fünfzig?«

»2016. Anfang Juni.«

»Sie sind ein junger Dachs. Ein sehr einsamer junger Dachs, wenn Sie erlauben. Wären Sie jetzt bereit für meine Medizin?«

Perdu hatte Saramago ein Buch über Elefanten herausgesucht.

»Elefanten? Sie ziehen sich zurück, zum Sterben, nein?«

»Nein. Sie gehen dem Tod entgegen. Sie wissen, im Gegensatz zu uns, sich vom Leben angemessen zu verabschieden, indem sie sich noch einmal auf eine Reise begeben.«

»Das Sterben als Reise ... Ich danke, Monsieur. Und denken Sie daran: Schreiben Sie das auf. Wie das geht: wirklich zu lesen. Beschreiben Sie den Traum, dass Bücher uns heilen können, aber so, dass Sie ihn nicht entzaubern. Es darf nicht bis zum Letzten erklärt werden, man muss sich bei jedem neuen Buch immer noch so fühlen, als gleite man in die Nacht auf einer stillen Barke.«

»Aber ... für wen soll ich das denn schreiben?!«

»Für wen? Haben Sie das gerade gefragt? Herrje. Um Ihrem Tod ein Schnippchen zu schlagen natürlich! Um etwas zu schaffen, das das Gesicht der Welt verändert!« Er

hatte gelacht und gehustet, und so schieden sie voneinander: lachend. Die beiden Männer hatten sich nie wieder gesehen. Saramago starb vier Jahre später, 2010, da war seine »Reise des Elefanten« gerade in Frankreich erschienen, die Kritik wunderte sich über den Humor darin.

Wegen José Saramago hatte Perdu damals begonnen, die ersten Stichworte seiner Großen Enzyklopädie der Kleinen Gefühle in Schulhefte zu notieren. Es wieder gelassen, beschämt über sich selbst, Bedeutung erlangen zu wollen, gar Unsterblichkeit; es alle paar Jahre fortgesetzt. Wenn da nur nicht eine Frage geblieben wäre: Für wen schrieb er?

Der Lesende Mensch.

Der Lesende Mensch hat den Mächtigen stets am meisten Sorge bereitet. Er ist ihnen zu frei. Seine gefährliche Verbündete ist die Literatur, denn vor einem Buch sind alle Menschen gleich.

Der Lesende Mensch beherrscht ein Reich, das nur ihm gehört, und erschafft unantastbare Welten – romantische, politische, ungehorsame. Er ist ein Zeiteinsparer, er geht in den Schuhen der Heldinnen, der Hilflosen, der Liebenden, der Verlassenen, er stellt sich Angst und Triumph, er lebt in Dörfern, Schlössern, Höhlen, Wäldern, Kellern, auf treibenden Booten, er ist den Wundern gegenüber so aufgeschlossen wie der Wissenschaft.

Er geht in den Krieg und lernt ihn zu hassen, er geht in den Kummer der verlorenen Liebe und lernt, den Preis dafür zu ahnen. Und er stellt sich sich selbst – an Orten

mit Seelenspiegeln, zu denen nur ein Buch den Stein der Selbstfremdheit vor dem Eingang fortrollen kann.

Der Lesende Mensch kennt sich nach all den Jahren, nach Tausenden Seiten Gespräch mit sich selbst gut genug, auf eine intime, ruhige Weise. Er braucht niemanden, der ihm sagt, wer er ist und wer die anderen – denn all die anderen leben längst in ihm.

Bücher: Das ist die Menschheit, und sie versammelt sich im Lesenden.

Aus: Große Enzyklopädie der Kleinen Gefühle